

Debatte: Wieviel Risiko ist gut für uns? Eine Debatte über das Risiko und seinen Platz in unserer Gesellschaft

Simon, Felix; Beug, Sebastian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Simon, F., & Beug, S. (2014). Debatte: Wieviel Risiko ist gut für uns? Eine Debatte über das Risiko und seinen Platz in unserer Gesellschaft. *360° – Das studentische Journal für Politik und Gesellschaft*, 9(2), 18-21. <https://doi.org/10.3224/360grad.v9i2.22016>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Debatte

Wie viel Risiko ist gut für uns?

Eine Debatte über das Risiko und seinen Platz in unserer Gesellschaft

TEXT: **SEBASTIAN BEUG UND FELIX SIMON**

ILLUSTRATION: **BENJAMIN BERTRAM**

Das Risiko nimmt heutzutage eine geradezu paradoxe Stellung ein. Während die einen versuchen, die Risiken des Alltags mithilfe von Versicherungen, Vorsorge und Sicherheitsmaßnahmen auf ein Minimum zu reduzieren, setzen sich die anderen diesen bewusst aus – zum Beispiel, um sich selbst zu verwirklichen, Veränderungen zu bewirken, Hilfe zu leisten oder einfach nur, um den Kick zu spüren. Doch wie viel Risiko brauchen wir wirklich?

Sebastian

YOLO ist ein Bluff. *You only live once* ist die Begründung, sich noch einen Gin Tonic zu bestellen, obwohl man das Glas besser stehen lassen sollte. Das ist zelebrierter Hedonismus. Doch die Generation Y ist keinesfalls so YOLO, wie das Y suggerieren mag. Nach einer Umfrage der Unternehmensberatung EY unter 4.300 Studierenden zieht es uns am liebsten in den Staatsdienst. Der Arbeitgeber Staat bietet mit Verbeamtung, wenig Konkurrenz und geregelten Arbeitszeiten Sicherheit, Vorsorge und Lebensqualität. Nach den Jahren der Krise, den Exzessen unter Banker_innen und den Sparrunden in Konzernen ist das verständlich. Und es ist wichtig, denn der Staatsdienst kommt dem Bedürfnis nach Familie und Freund_innen nach. Seit vier Jahren werden stetig weniger Unternehmen gegründet – trotzdem ist Deutschland Europas Zugpferd. Uns geht es gut und da wiegt der zu erwartende Verlust oft schwerer als der mögliche Gewinn – aus diesem guten Grund sind wir risikoavers.

Spätestens nach der zehnten Tasse wässrigen Kaffees wünscht sich auch der_die Vollblut-Beamt_in, er_sie hätte die Möglichkeit zum Gin Tonic zu greifen. Was wir erleben, ist eine Renaissance des Biedermeiers – desillusioniert von den Krisen der Neuzeit ziehen wir uns zurück, um im Stillen unsere Wunden zu lecken. Diese Form der Risikoaversion mag eine Strategie sein, um halbwegs sicher über die Runden zu kommen. Ob sie das Erfolgsmodell für eine sichere und glückliche Zukunft ist, lässt sich anzweifeln. Wer nichts riskiert, bleibt immer im gleichen Trott. Geglückte Experimente, großartige Entdeckungen, Umbrüche und Revolutionen – wären sie alle mit der Einstellung *Es wird sowieso schiefgehen* begonnen worden, hätten sie wohl nie stattgefunden. Wir haben Angst vor dem Risiko, weil wir glauben die Welt längst durchkalkuliert zu haben, immer auf der Suche nach dem sichersten Weg. Doch das Leben ist vieles – nur logisch und planbar ist es nicht. Was wir brauchen, ist mehr Risiko, mehr Wagemut. Wer nicht wagt, gewinnt auch nicht und wird irgendwann zum lahmen Gaul.

Felix

Klar brauchen wir Visionär_innen und Unternehmer_innen, die alles auf eine Karte setzen – aber bitte mit Augenmaß. Eine Start-Up-Gründung ist keine Mutprobe. Es gibt Businesspläne, Finanzierungsrunden und mit der GmbH eine Gesellschaftsform, bei der im Insolvenzfall das Privatvermögen der Unternehmer_innen nicht angetastet wird. Denn nur, wenn wir die Risiken minimieren, sind Menschen auch bereit, die Zukunft zu gestalten. Die Geber_innen von Wagniskapital wissen, dass der Flop bei neun von zehn Investments Teil des Unterfangens ist. Hier ist der verantwortungsvolle Umgang mit Geld schon impliziert. Pionier_innen der Branche wie die Samwer-Brüder – die Gründer von Rocket Internet – zeichnen sich eher durch Enthusiasmus und Fleiß als durch Risikofreude aus. Auch Paypal-Erfinder Elon Musk wird sich gut überlegen, was er mit den Gewinnen aus seinem Bezahlendienst tut: Seine Vision der kommerziellen Raumfahrt ist vielleicht verrückt, aber nicht allzu riskant. Sechs Mann sind schon ständig auf der ISS. Juri Gagarin, der hat 1961 was riskiert. Doch gerade, weil wir uns ein planbares Leben wünschen, ist es gut, dass sich nicht jede_r Unternehmer_in oder Politiker_in für eine_n Kosmonaut_in oder Kolumbus hält.

Hierzulande ein Start-Up zu gründen, ist ein geringes Wagnis, das ist wahr. Die Ideenfindungsphase kostet wenig; so manches Förderprogramm gewährt bei überzeugendem Konzept sogar Starthilfe ohne Bedingungen. Die Start-Up Gründung ist noch kein Risiko. Es zum Erfolg zu führen, hingegen schon. Kluge Investor_innen scheinen Risiken zu scheuen, doch in Wahrheit mildern sie durch Diversifikation nur mögliche Verluste. Die Strategie erfordert immer noch die Entscheidung, gewisse Wagnisse einzugehen. Ob wir wollen oder nicht, um Risiken kommen wir nicht herum. Es ist daher richtig, zu lernen mit Risiken verantwortungsvoll umzugehen, aber auch falsch,

sie völlig vermeiden zu wollen. Ein ‚perfekter‘ Lebenslauf, oftmals ein Beweis für Fleiß und Enthusiasmus, erscheint zum Beispiel als vermeintlich sichere Minimierungsstrategie – vor Absagen schützt er nicht unbedingt. Vielleicht wird gerade der_die Bewerber_in gewählt, der_die Risiken eingegangen, gescheitert und daran gewachsen ist. Risikominimierung wägt uns in einer trügerischen Sicherheit und macht den Aufprall umso härter, wenn die Strategie nicht aufgeht. Es kann keine Direktive für die Probleme des 21. Jahrhunderts sein, die Menschen dazu anzuleiten, sich keinerlei Risiken zu stellen. Eine Demokratie wäre ohne Menschen, die auch unter Risiko bereit sind, für ihre Rechte einzustehen, nicht denkbar. Und so manche_r Politiker_in wäre besser beraten, das Risiko einzugehen sich unbeliebt zu machen, als den Wähler_innen nur zu erzählen, was sie hören wollen.



Mit jeder Wahl stellen sich Politiker_innen einem Risiko – der Niederlage. Ich bin überzeugt, dass unserer Demokratie gedient wäre, wenn wir dem nicht mit Häme und Hass begegneten, da mehr Bürger_innen den Weg in die Politik wagen würden. Welche Versprechen ein_e Politiker_in im Wahlkampf macht oder in Koalitionsverhandlungen riskiert, ist mitunter eine spieltheoretische Angelegenheit: Er_Sie wird – bedingt durch seine_ihre Risikopräferenz – die Entscheidung treffen, die ihm_ihr den höchsten Nutzen oder das geringste Übel beschert. Unbedacht ihrer persönlichen Wahlkampfstrategien wünsche ich mir Politiker_innen, die die gesamtgesellschaftlichen Risiken minimieren. Das Prinzip der Vorsorge – fürs Alter und gegen Risiken – ist uns so wichtig, dass wir es in das Grundgesetz aufgenommen haben: Die Staatsstrukturprinzipien garantieren, dass Deutschland ein Sozialstaat ist und die Umwelt und Tiere schützt. Es gibt Risiken, die der_die Einzelne nicht mit seiner_ihrer persönlichen Risikopräferenz beurteilen kann oder falsch beurteilt. Das heißt Moral Hazard und tritt auf, wenn Banken

Sebastian

zu groß zum Scheitern oder Autofahrer_innen so gut versichert sind, dass sie riskanter fahren, als ohne Versicherung. Diese Banker_innen oder Autofahrer_innen sind nicht per se risikofreudiger als ihre Nachbar_innen, aber Fehler im Wirtschaftssystem oder falsch konzipierte Versicherungstarife verleiten sie dazu. Es ist wichtig, dass eine Politik gemacht wird, die das korrigiert.

Du sprichst hier einen wichtigen Punkt an. Ich stimme zu, dass extreme Risiken im Zaum gehalten werden sollten. Aber im Prinzip drehen wir uns hier im Kreis. Gewisse Innovationen und

Veränderungen erfordern Risiken. Wenn niemand bereit wäre, sie einzugehen, würde jede Gesellschaft im Stillstand verharren. Auch gesamtgesellschaftliche Risiken kann man nicht ohne eigene Risiken minimieren. Politiker_innen, die Moral Hazards beschneiden wollen, müssen risikobereit sein, schaffen sie sich doch zumeist starke Gegner_innen. Somit haben wir hier auch bei dir ein implizites Plädoyer für den Nutzen von Risikobereitschaft. Einsatz für andere geht nicht völlig ohne Risiko, zumindest nicht für eine_n selbst. Eine klassische Trade-Off-Entscheidung also. Hilfsorganisationen in Krisenländern sind hier auch ein häufiges Beispiel – sie agieren oft unter extremen Risiken. Doch wenden wir uns noch einmal dem Privatleben zu: Anstatt zu fragen, wie man am besten Risiken vermeiden kann, wäre es vielleicht sinnvoller zu überlegen, wie viel Risiko man vertretbar eingehen sollte. Schließlich entgeht uns so viel im Leben, wenn wir uns nur wegducken.

Felix

Sebastian

Touché. Wenn ich nicht nach Berlin gezogen wäre, dann hätte ich viele neue Freund_innen nicht kennen gelernt und ein interessantes Studium verpasst. Wobei mir der Moment, in dem ich eingesehen habe, vom Nebenfach meines Kombibachelors in den entsprechenden Monobachelorstudiengang zu wechseln, auch hätte erspart bleiben dürfen – und damit die Bürokratie und das Warten auf einen Bescheid. Wahr ist leider auch: Ohne Fehlentscheidung hätte ich nicht die Erfahrungen gemacht, die mich zum Wechsel motivierten. Nächstes Jahr geht es vielleicht ins Ausland. Das wird aber kein One-Way-Trip. Meine Familie nimmt mir ein Teil des Risikos ab, weil ich weiß, dass ich nach einem halben oder ganzen Jahr in der Fremde zu Hause noch so willkommen bin wie eh und je. Das ist eine sehr luxuriöse Situation. In meinem Umfeld beobachte ich dagegen eine zunehmende Risikoaversität. Meine Kommiliton_innen nutzen Dating-Apps wie Tinder oder Lovoo. Wer riskiert noch, im ICE oder im Café eine junge Dame oder einen jungen Herrn anzusprechen? Da entgehen einem schnelle Blicke und verwegenes Lächeln. Doch letztlich ist es eine Typensache, wer die Kopfhörer abnimmt und andere anspricht und wer wieder im Smartphone versinkt. Ich kann da nur fordern, mehr Herzlichkeit und Emotionen zu riskieren.

Risiko an den richtigen Stellen, mit dieser Vorstellung werde auch ich warm. Die Situationen, die du beschreibst, gehören wohl zu den größten Risiken, denen sich ein Mensch auf sozialer Ebene aussetzen kann. Zu groß erscheint die Gefahr, missverstanden zu werden, einen Korb zu bekommen, oder noch schlimmer – sich verletzbar zu machen. Warum fürchten wir uns neuerdings so davor, offen auf andere zuzugehen? Man muss vielleicht gar nicht so weit gehen und von möglichen Romanzen sprechen. Oft genug dient das Smartphone als Schutzschild, um jegliche Form der Kontaktaufnahme zu verhindern. Mehr Herzlichkeit und Emotionen, das sollte wirklich zur

Norm werden. Was haben wir schon zu verlieren? Wir beide betrachten den gleichen Trend, wenn auch mit unterschiedlichen Positionen. Die Menschen scheinen sich vor Wagnissen zu fürchten, vor den kleinen genauso wie vor den großen. Doch wo liegen die Ursachen? Was führte dazu, dass wir uns einigeln und abschotten und der Welt mit Misstrauen und Angst begegnen?

Wo ist sie hin, unsere Neugier und Abenteuerlust?

Felix

Neugier und Abenteuerlust scheinen mir durch einen Prozess verdrängt, der bereits in der Industrialisierung abließ: Als Reaktion auf die Technisierung flüchteten Kulturschaffende und Intellektuelle in die Romantik – Loreley statt Lokomotive. Ein ähnlicher Mechanismus scheint mit der Digitalisierung zu greifen. Kühlschränke und Koffer werden unheimlich intelligent, dazu drohen außenpolitische Umbrüche, während wir innenpolitisch saturiert leben. Betroffen sind alle, vor allem aber junge, eigentlich medienaffine Menschen. Wir flüchten in die Heimeligkeit unserer WhatsApp-Gruppen und erfreuen uns an Katzenfotos. Sorgen bereiten uns soziale Abstiegszenarien und Rezessionen, Kriege und die NSA. Deshalb brauchen wir Politiker_innen, Intellektuelle und Informatiker_innen, die unsere Sorgen ernst nehmen. Seriosität und Vertrauen sind wichtig, weil sie nur so Offenheit und Begeisterung erzeugen können. Mündig und offen für Veränderungen sind wir grundsätzlich offenbar schon, sonst würden uns der Anbau unseres Bio-Gemüses und die Compliance-Regeln unseres Turnschuhfabrikanten nicht interessieren.

Vielleicht ist es ein Rückfall, dem wir beiwohnen: Weil es in der realen Welt zu oft ‚eins auf den Deckel‘ gab, erfolgt nun der Rückzug in die vermeintliche Sicherheit des Privaten. Wer kann es den Menschen auch verübeln. Die Digitalisierung scheint uns tatsächlich zu überfordern. Die Vielfalt ihrer Möglichkeiten ist vielen nicht geheuer. *Wo führt das hin?* fragen wir und haben doch keine Antwort. So auch beim Weltgeschehen: Es scheint, als stünden wir neuerdings wieder an der Schwelle zu einem kalten Krieg mit klaren Frontverläufen, doch das Gegenteil ist der Fall. Seit der Wende ist die Welt zunehmend unüberschaubarer geworden. Sicherheit ist hier nicht zu finden. Wo liegt das Verbindende bei all diesen Elementen? Es ist die unheimliche Beschleunigung von Veränderungen, die uns umtreibt – Kurswechsel und Neuorientierungen auf allen Seiten sind die Norm. Wir reagieren, indem wir uns zurückziehen und versuchen, klare Verhältnisse zu schaffen. Wer keine Annahmen über die Zukunft machen kann, will kein Risiko eingehen. Vielleicht sollten wir lernen, der Zukunft trotz düsterer Prognosen für unsere Welt etwas Positives abzugewinnen. Wir leben ja bereits in relativer Sicherheit. Doch um diese Sicherheit zu verteidigen und auszubauen, benötigt es persönlichen Einsatz. Auch wir haben den Schlüssel zu Veränderungen in der Hand. Wir müssen ihn nur nutzen. Denn eines ist klar:

Letztlich liegt die Entscheidung, in welcher Welt wir leben möchten, zumindest zu einem kleinem Teil bei uns selbst. Vielleicht verhält es sich mit dem Risiko im Leben ein wenig wie mit dem Salz in der Suppe. Zu viel macht es ungenießbar, zu wenig dagegen öde und langweilig.

